Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 81 (1972)
Heft: 4

Artikel: Indiens Gegenwart : der Lebenskampf : 4. Teil
Autor: Gähwyler, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974430

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Indiens Gegenwart: Der Lebenskampf

Karl Gähwyler 4. Teil

Über Indien zu schreiben, ohne auf die Not einzugehen, käme einer Verfälschung gleich. Einmal ist die Not in all ihren Erscheinungen derart gegenwärtig, dass sich der Indienreisende ihrer Begegnung nicht entziehen kann und sich notgedrungen mit ihr auseinandersetzen muss, und dann haben Elend, Krankheit, Hunger und Tod ihren bestimmten Platz im ungeheuren Kaleidoskop des indischen Lebens.

Im indischen Pantheon gibt es eine erschreckende und abstossende Gottheit, es ist Kali. Sie ist als üppige Frau, mit schweren, runden Brüsten und mit starken Hüften dargestellt, und darin ist sie die Symbolisierung der Geburt, des nie abreissenden Lebensstromes. Aus ihrem Mund jedoch ragen fürchterliche Raubtierzähne. Um den Hals trägt sie eine Kette aus Totenschädeln, und in einer Hand schwingt sie ein frisch abgeschlagenes Haupt. In diesen Attributen ist Kali als das Böse, als das Zerstörerische und Grauenvolle dargestellt, das seinen Sitz ebenfalls mitten im ewigen Strom des Lebens hat. Diese Gottheit, der heute noch Tieropfer dargebracht werden, beweist, dass Indien seit jeher unter vielfältiger Not und unter dem brutalsten Lebenskampf litt, und dass es sich dessen bewusst war.

Der Bauer, der dem kleinen und mageren Acker die allzu dürftige Ernte abringt, der Landlose, der für einen Hungerlohn (die ausgemergelten Gestalten sprechen eine deutliche Sprache) arbeitet, der Fischer, der mit einer Handvoll Fische zurückkehrt, sie kämpfen einen Lebenskampf, hinter dem der Hungertod steht, hinter dem Kali steht. Kali ist der Handwerker, der mit seiner Familie im winzigen Bretterverschlag, der zugleich seine Werkstatt ist, nächtigt, das ist der Kuli, der schweissüberströmt Lasten schleppt, die Steinklopferin ist es, die mit ihrem Säugling auf dem Rücken im glühenden Steinbruch arbeitet, Kali ist die Strassenarbeiterin, die auf dem Asphalt kauert und Stücklein um Stücklein den Belag erneuert, und Kali ist der Bettler, dessen Bett der Gehsteig ist. Auch der Verhungernde gehört dazu, der aus einem stinkigen Abfallhaufen Essbares herausklaubt. Im Aussätzigen, dessen Fusssohlen baumnussgrosse, blutige Löcher aufweisen, spiegelt sich das Grauen von Kali, und Kali wird sichtbar in den Dürren, die Zehntausende von Leben auslöschen und in den Epidemien, die wahllos würgen.

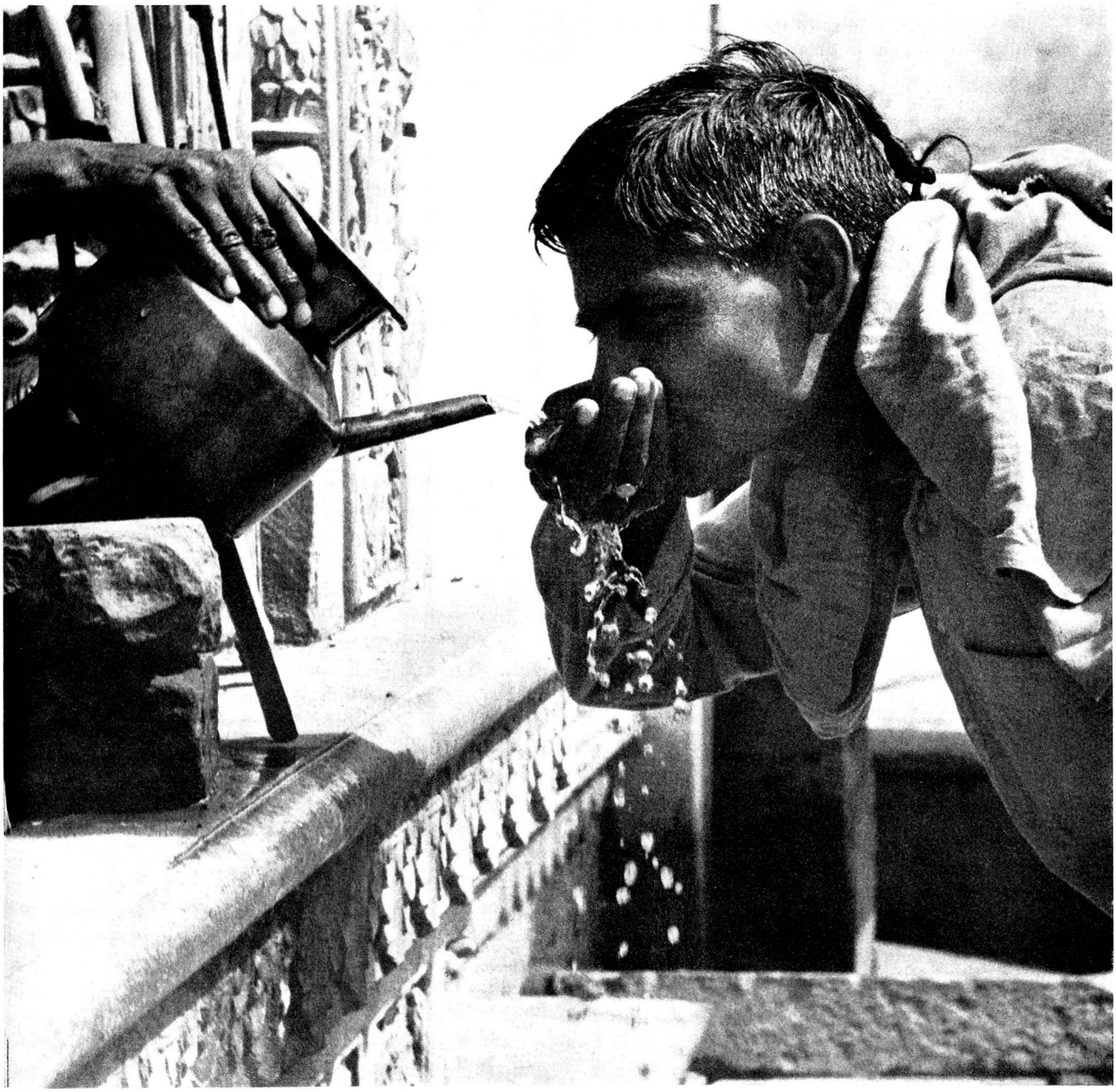
Das furchtbare Drama des materiellen Lebenskampfes hat also Indien immer gekannt, und im Hinduismus fand es einen Weg, diesem Grauen, das uns wie ein Alptraum überfallen kann, die Schärfe zu nehmen. Auch der ärmste und elendeste Mensch ist getragen von seiner göttlichen Herkunft und Bestimmung, und seine Gläubigkeit mildert die Bürde der äusserlichen Not. In jüngster Zeit jedoch hat sich die immerwährende Not Indiens ins Unerträgliche gesteigert. Die Ursache – um nicht zu sagen, die Schuld – liegt im Westen, bei uns also. Ganz allgemein kann zunächst festgestellt werden, dass der indische Subkontinent ohne jede Einmischung des weissen Mannes Bedingungen zu einem menschlich echten Leben hätte schaffen können. Jahrtausende lang hat er das ja getan, die geistigen und materiellen Kulturschätze Indiens beweisen es. Bestimmt hätte ein «unberührtes» Indien auch Zerfallserscheinungen erlebt. Es hätte Spannungen gegeben, die sich in inneren Kämpfen ausgedrückt hätten. Indien hätte jedoch nach den Gesetzen des eigenen Werdens neue Strukturen geschaffen. Das heisst, es hätte einen Weg beschritten, der ihm gemäss gewesen wäre. Diese Überlegung gilt übrigens für die gesamte Dritte Welt. So hätten Afrika und auch Südamerika sich selber sein können, sie hätten die Probleme des Einzel- und des Kollektivlebens je ihrer eigenen Kultur gemäss gelöst. (Wer ist unter dem Aspekt der Millionen von Jahren dauernden Entwicklung der Menschheit berechtigt, Afrika zum Beispiel eine «primitive» Kultur vorzuwerfen, die dringend abgebaut werden müsste?) Doch der materielle und geistige Einbruch Europas in diese Kulturen fand statt. Damit wurden sie in ihrem Grund erschüttert und vor «Fremdprobleme» gestellt, die sie in eine bislang unbekannte Not führen und die sie überfordern, das heisst, die sie allein nicht lösen können. Es ist falsch, den Griff des europäischen Geistes nach der Welt als Schuld zu bezeichnen. Im Rahmen von Weltdimensionen kann sich für diesen Prozess ein Sinn abzeichnen. Doch das Faktum besteht, ohne «unseren» Einbruch gäbe es keine Dritte Welt, und Indien, um auf unser Thema zurückzukommen, litte nicht an einer Not, die es selbst nicht meistern kann.

Wirtschaftlich gesehen schreibt der Geist des Westens, der sich in der Technisierung ausdrückt, der gesamten Welt die Bedingungen des Überlebens vor. Da für die Geistigkeit Indiens die Technik ein zunächst fremdes Element bedeutet, und da zudem der Kolonialismus das Entstehen einer eigenen Industrie systematisch zu verhindern trachtete, wurde Indien – in früheren Jahrhunderten ein unermesslich reiches Land – zum Rohstofflieferanten degradiert und verarmte. Noch schlimmer wirkte sich die Störung des natürlichen Lebensrhythmus aus. Vor allem durch die medizinische Hilfe (wer dürfte von westlicher «Schuld» sprechen?) übersteigt die «Lebensrate» mehr und mehr die «Todesrate».

Auf die Dauer gesehen kann sich der Einfluss des Westens im geistigen Bereich noch verheerender auswirken. Es wächst eine akademische Jugend heran, die zum Teil geistig entwurzelt ist. Die Werte des Hinduismus werden nicht mehr anerkannt, und sie lassen sich mit den geistigen Strömungen, die die Technik erfordert, kaum vereinen. Ein neues, soziales Empfinden, in Verbindung mit einem erwachenden Individualismus, mit Arbeitslosigkeit und mit einem totalen Ablehnen der vorherrschenden Strukturen, schafft furchtbare Spannungen und kann zu grauenvollen Kurzschlusshandlungen führen. Der Naxalismus, eine maoistische Bewegung, die von ganz jungen, gebildeten Indern getragen ist, übt vor allem im Raum von Kalkutta schreckliche

Terrorakte aus. Jeden Tag kommt es zu Morden. Die Opfer werden ganz willkürlich gewählt. Einzig ihre Beziehung zur Gesellschaft (Politiker, Professoren, Beamte, Geistliche, Polizisten) macht sie zu Todeskandidaten. Die Gefahr der Naxaliter verspürte ich am eigenen Leib. Ich war Gast in einem Waisenhaus, das 300 Knaben beherbergt. Eine Woche vor meinem Aufenthalt war das Büro des Direktors, eines irischen Bruders, von jugendlichen Terroristen während der Mittagszeit gestürmt worden. Sie warfen zwei Handgranaten, versprengten Benzin und zündeten es an. Einen indischen Bruder, der per Zufall in der Nähe des Büros weilte, liessen sie mit der Bemerkung am Leben: «Wir halten Ausschau nach weissen Gesichtern.» Dem Direktor hatten sie mehrmals mit dem Tode gedroht. Als wir das Mittagessen einnahmen, vernahm ich, dass ein anonymer Anrufer mit einem Angriff gedroht hatte. Die Stimmung war sehr gedrückt. Da läutete wieder das Telefon. Der Lehrer, der antwortete, wurde weiss: «Die zweite Drohung!» Mit dem Appetit war es aus. Wir mussten uns jeden Augenblick auf einen Angriff gefasst machen. Wohl waren die Mauern ringsum erhöht und sämtliche Fenster in den letzten Tagen vergittert worden, doch was kann man ohne Waffen gegen eine Mörderbande ausrichten! Aus verschiedenen Gründen war die Polizei nicht in der Lage, uns beizustehen. Aus der Sicht der Naxaliter wäre ich als Weisser, als einer, der die bestehenden Strukturen aufrechterhalten hilft, ohne Pardon getötet worden. Der Angriff erfolgte nicht. Obwohl diese Drohungen «nur» Mittel des grausamen Nervenkrieges waren, hatte ich noch nie derart mit dem unmittelbaren Tod gerechnet. Um einem falschen Eindruck zu wehren, möchte ich betonen: Indien ist normalerweise ein sicheres Land. Der Naxalismus ist eine Ausnahmeerscheinung. Er ist jedoch ein Beispiel dafür, wohin die geistige Entwurzelung führen kann.

Eines ist sicher – die Regierung ist sich dessen sehr wohl bewusst –, wenn Indien überleben will, das heisst, wenn es sich nicht von der ungeheuren Flut der Armut überschwemmen lassen will, muss es sich den ihm gemässen technischen Fortschritt verschaffen. Dem Schritt ins neue Zeitalter stehen grosse Widerstände, nicht nur materieller, auch geistiger Art entgegen. Ausser dem mannigfachen Einfluss des Hinduismus, der durch seine Weltentrücktheit das aktive Sorgen und Planen und Aufbauen hemmt, ist es der weit verbreitete Analphabetismus, das zähe Festhalten an Bräuchen und an uralten Methoden und das Misstrauen des Bauern gegenüber Neuerungen, die westliche Errungenschaften nur langsam aufkommen lassen. Doch anderseits gibt es viele Ansätze, die zu Hoffnungen berechtigen, wie geglückte industrielle und landwirtschaftliche Grossversuche und die teilweise erstaunliche Emanzipation der Frau. Man

muss sich immer wieder vergegenwärtigen: Indien ist ein Universum, in dem Erstorbenes hart neben neuem Leben und Ausweglosigkeit dicht neben neuen Aufbrüchen steht. Ein kleines Erlebnis möge zum Schluss zeigen, dass wir nie unsere Massstäbe an Indien, auch nicht an seine Not und sein Elend legen dürfen.

Mit indischen Schwestern, die hier ein Dispensarium führen, Kranke pflegen und Milch ausschenken, durchstreife ich einen der schrecklichen Slums in Kalkutta. Die Verschläge – Hütten darf man diese Unterschlupfe nicht einmal nennen – sind aus dem üblichen verrotteten Zeug, wie Blech- und Holzabfällen, alten Säcken, Reisstroh und Zeitungspapier verfertigt. Hunderte von Metern weit ziehen sich die krummen, von zerlumpten Kindern und mit irgendeiner Hausarbeit beschäftigten Frauen angefüllten Gässchen. Vor einer Kuh muss ich in eine Nebengasse ausweichen und stehe so plötzlich vor zwei Männern, die am Boden sitzen und sich tief über herrlich leuchtende Seide beugen. Sie zaubern mit ihrer Stickkunst buntschillernde Blumen und Vögel auf die Seide, die als prachtvoller Sari eine junge Inderin schmücken wird. Das ist Indien: Auch in Armut und Elend schlummern Kräfte. Aus dem Slum (das heisst Schlamm) kann Schönheit erwachsen.